Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 96. Bromberg, den 30. September 1924.

Zwischen Himmel und Erde.

Von Otto Ludwig.

(11. Fortsetzung.)

Fritz Nettenmair erwachte endlich. Er wußte nichts mehr von den Traumbildern der Nacht. Nur die befriedigte Stimmung, das Werk der letzten, war ihm geblieben. Er besann sich vergebens, was sie, die ihm so lange fremd gewesen, hervorgerufen haben könnte. Was ihm von den Erlebnissen der Nacht einfiel, war nicht geeignet, sie zu erklären. Er wußte nur noch, daß seine Frau ein „Pimpeln" des „Spions" zu einer Krankheit vergrößert hatte, um einen Vorwand zu erhalten, mit ihm zusammen zu sein. Mit ihm! Nicht bloß im Gespräch mit dem Gesellen, auch mit sich und seiner Frau nannte er Apollonius' Namen nicht; vielleicht, weil sein Haß gegen den Mann auf den Namen übergegangen war, vielleicht, weil er Tag und Nacht nur an zwei Menschen dachte und diese nicht miteinander zu verwechseln waren. Er hatte nichts mehr auf der Welt, als seinen Haß; und der kannte nur zwei Menschen, „ihn und sie". Er dachte schon, wie er der Pimpelei ein Ende machen wollte. Mit diesem Gedanken trat er aus der Tür und stand — vor einer Leiche. Ein Schauder faßte ihn an. Da stand das tote Kind vor ihm wie ein Warnungszeichen: nicht weiter auf dem Wege, den du eingeschlagen hast! Da lag das Kind, das sein Kind war, tot. Sonst scheuchte er's von sich; jetzt blieb es und fürchtete sich nicht mehr. Und fragte ihn, ob er's noch hassen kann, ob er's noch mit dem Namen nennen kann, mit dem er's im Hasse genannt. Gestern sah er's nicht, wie er über seine Angst hin den Schlag führte; der Vater des Kindes nach der Mutter des Kindes und über den sterbenden Leib des Kindes hin. Gestern sah er's nicht, wie er darüber gebeugt stand; jetzt sieht er's, wohin er die entsetzten Augen wendet, um dem Anblick zu entfliehen. Da steht das Kind vor ihm, ein Ankläger und ein Zeuge. Es zeugt für die Mutter. Sie wußte es sterbend, und am Sterbebett ihres Kindes tut die Verworfenste nicht, was er ihr zugetraut. Es klagt ihn an. Er hat eine Mutter am Sterbebette ihres Kindes geschlagen. Das kann kein Mann, und wäre das Weib schuldig. Und sie war's nicht; das zeugt das Kind. Jetzt weiß er, was das bleiche, stumme Antlitz der Mutter rief: „Du tötest das Kind; schlag nicht!" Und er hat es doch geschlagen. Er hat das Kind getötet. Das trifft ihn wie ein Wetterstrahl, daß er zusammensinkt vor dem Bette des Kindes, über das hin er die Mutter geschlagen; vor dem Bette, in dem sein Kind starb, weil er seines Kindes Mutter schlug.

Dort lag er lange. Der Blitz, der ihn dahingestreckt, hatte zurückgeleuchtet mit grausamer Klarheit; und er hatte die beiden unschuldig gesehen, die er verfolgt. Und keine Schuld, als die seine. Er allein hat das Elend aufgetürmt, das erdrückend auf ihm liegt, Last auf Last, Schuld auf Schuld. Des Kindes Tod ist der Gipfel. Und vielleicht ist er's noch nicht! Der Elende sieht, er muß zurück. Er hascht nach jedem Strohhalm von Gedanken, der ihn retten könnte. Da hört er die weichen Klänge wieder, denen er gestern sein Herz verschlossen: „Du hast gemeint, wenn er kommt, wird er wieder sein wie er sonst war, eh' du krank geworden bist. Deine Mutter will's auch." — Die Klänge waren eine weiche Hand, die die Seele der Frau nach seiner Seele ausstreckte und zur Versöhnung bot. Sein Schmerz, seine Angst faßten hastig nach der ausgestreckten. Er sah das Kind im Hemdchen an der Kammertür stehen, wo es so oft gestanden, wenn seine Heftigkeit es aus dem Schlummer geweckt; die Händchen gefalten, die Augen so schmerzlich flehend: er soll doch gut sein mit der Mutter; und so ängstlich zugleich: er soll doch nicht zürnen, daß es fleht. Nun da's zu spät war, sah er, das Kind wollte sein Engel sein. Aber es war ja noch nicht zu spät! Er hörte den leisen Schritt seiner Frau auf der Flur der Stubentüre nahen. Er hörte sie die Türe öffnen. Stand Ännchen jetzt in der Kammertür, es mußte lächeln. Er wollte gut sein; er wollte wieder sein, wie er war, ehe Ännchen krank geworden ist. Er streckte der Eintretenden die Hand entgegen. Sie sah ihn und schrak zusammen. Sie war so bleich wie das tote Ännchen, selbst ihre sonst so blühenden Lippen waren bleich. Der Hals, die schönen Arme, die weichen Hände waren bleich; das sonst so glänzende Auge war matt. All ihr Leben hatte sich in ihr tiefstes Herz zurückgezogen und weinte da um ihr gestorben Kind. Als sie ihn sah, stieß ein Zittern durch ihren ganzen Körper. Mit zwei Schritten stand sie zwischen der Leiche und ihm. Als wollte sie das Kind noch jetzt vor ihm schützen. Und doch nicht so. Weder Furcht noch Angst bebte um den kleinen Mund. Er war fest geschlossen. Ein ander Gefühl war's, was die schöngewölbten Augenbrauen drängend herabfaltete und aus den sonst so sanften Augen flammte. Er sah, es war nicht mehr das Weib, das die schmelzenden Friedensworte gesprochen; die war mit ihrem Kinde gestorben in dieser schrecklichen Nacht. Das Weib, das vor ihm stand, war nicht die Mutter, die zu ihm hinhoffte, deren Kind er retten konnte; es war die Mutter, der er das Kind getötet. Eine Mutter, die den Mörder fortwies aus der heiligen Nähe des Kindes. Ein bleichschreckender Engel, der den befleckenden Berührer fortzürnt von seinem Heiligtum. Er sprach — o hätte er gestern gesprochen! Gestern hatte sie sich nach dem Worte gesehnt; heute hörte sie es nicht. „Gib mir deine Hand. Christiane," sagte er. Sie zog ihre Hand krampfhaft zurück, als hätte er sie schon berührt. „Ich habe mich geirrt," fuhr er fort; „ich will's euch ja glauben, ich seh' es ein; ich will's nicht wieder! Ihr seid besser als ich." „Das Kind ist tot," sagte sie und selbst ihre Stimme klang bleich. „Laß mich in dieser schrecklichen Angst nicht ohne Trost. Kann ich anders werden, so kann ich's nur jetzt, und wenn du mir die Hand gibst, und richtest mich auf," sagte der Mann. Sie sah auf das Kind, nicht auf ihn. „Das Kind ist tot," wiederholte sie. Hieß das, es war ihr gleichgültig, was mit ihm werden sollte, da seine Besserung das Kind nicht mehr rettete? Oder hatte sie ihn vergessen und sprach mit sich selbst? Der Mann richtete sich halb auf; er faßte ihre Hand mit angstvoller Gewalt und hielt sie fest. „Christiane," schluchzte er wild, „da lieg' ich wie ein Wurm. Tritt mich nicht! Tretet mich nicht! Um Gottes willen, erbarme dich! Ich könnt's nicht vergessen, hätt' ich vergebens gelegen wie ein Wurm. Denk' daran! Um Gottes willen denk' daran! Du hast mich jetzt in deiner Hand. Du kannst aus mir machen, was du willst. Ich mach' dich verantwortlich. Du bist schuld an allem, was noch werden kann." — Endlich war es ihr gelungen, ihre Hand ihm zu entreißen; sie hielt sie weit von sich, als ekelte ihr davor, weil er die Hand berührt. „Das Kind ist tot," sagte sie. Er verstand, sie sagte: Zwischen mir und dem Mörder meines Kindes kann es keine Gemeinschaft mehr sein, auf Erden nicht und nicht im Himmel!

Er stand auf. Ein Wort der Verzeihung hätte ihn vielleicht gerettet! Vielleicht! Wer weiß es! Die Klarheit, die ihn jetzt zur Reue trieb, war die Klarheit eines Blitzes. Was jetzt in ihm wirkte, nahm seine Gewalt von der Jäheit

der Überraschung. Wenn das Kind in der Erde ruht, dessen plötzlicher Anblick ihn zurückgebäumt, wird sein Warnungsbild bleicher und bleicher werden; jede Stunde wird dem Gedanken an diesen Augenblick von der Macht seiner Schrecken rauben. Zu tief hat er die Geleise des alten Wahngedankens eingedrückt, um ihn für immer verlöschen, zu weit ist er gegangen auf dem gefährlichen Weg, um noch umkehren zu können. Die Klarheit des Blitzes müßte schwinden und der alte Wahn hüllte die Dinge wieder in seine verstellenden Nebel. Fritz Nettenmair heulte auf oder lachte auf; die Frau fragte sich nicht, was er tat. Tiefer Abscheu gegen ihn panzerte ihr Ohr, ihre Augen, ihre Gedanken. Er taumelte in die Kammer zurück. Sie sah es nicht, aber sie fühlte es, daß seine Gegenwart nicht mehr den Raum entweihte, darin das Heiligenbild ihres Mutterschmerzes stand. Leise weinend sank sie über ihr totes Kind.

Die Reparatur des Kirchendachs hatte begonnen. Apollonius wollte diese erst beenden, ehe er die Krönung des Turms mit der gestifteten Blechzier unternahm. Daneben mußte er das Begräbnis des kleinen Ännchens besorgen; der Bruder kümmerte sich nicht darum. Er mußte sich auch dieser Hausvaterpflicht unterziehen. Er fühlte sich schmerzlich wohl darin. Kosteten ihm doch die schwereren kein Opfer! Er hatte ja nicht andere, süßere Wünsche zu bekämpfen und zu besiegen gehabt, als er die Pflicht gegen des Bruders Angehörige auf sich genommen. Er war ja eben nur dem eigensten Triebe seiner Natur gefolgt. Und es lag in dieser Natur, daß er ganz sein mußte, was er einmal war. Seit er die Hoffnungen seiner Jugendliebe und damit diese selbst aufgegeben hatte, war ihm ohnehin der Gedanke eines eigenen Hausstandes fremd geworden. Er kannte keinen anderen Lebenszweck, als die Erfüllung jener Pflicht. Aber sie stand nicht als dürres, despotisches Gesetz außer ihm vor den Augen seiner Vernunft, sie durchdrang sein ganzes Wesen mit der befruchtenden Wärme eines unmittelbaren Gefühls. So war es seit Monaten gewesen. Wenn er auf seinem Fahrzeug das Turmdach umflog, wenn er hämmernd auf dem Dachstuhl kniete, waren die Gestalten der Kinder seines Bruders, seine Kinder um ihn. Schneller als sein Schiff flog seine Phantasie der Zeit voraus. Wie sein Schiff um das Turmdach, drehte sich sein ganzes Denken um die Stunde, wo die Söhne erwachsen waren und er das schuldenfreie Geschäft ihnen übergab, wo Ännchen aussah wie ihre Mutter und er ihre jungfräuliche Hand in die Hand eines braven Mannes legte. Ännchens rosiges Gesicht stand vor ihm, so oft er aufsah von seinen Schieferplatten. Als es ihn so schalkhaft anlachte, war es sein Liebling; wie das Gesichtchen immer trüber und bleicher wurde, war sie's nur immer mehr; er sah sie oft doppelt durch das Wasser in seinen Augen. Jetzt — o manchmal war's ihm, als arbeite er nun umsonst! Und es war noch etwas hinzugekommen, was ihn immer mehr beängstigte. Aus dem Mitleid mit der gequälten Frau, die um ihn gequält wurde, blühte die Blume seiner Jugendliebe wieder auf und entfaltete sich von Tag zu Tag mehr. Und was des Bruders Hohn und Undankbarkeit gegen ihn nicht vermocht, das gelang seinem Benehmen gegen die Frau. Apollonius fühlte sein Herz erkalten gegen den Bruder. Es trieb ihn, die Frau zu schützen; aber er wußte, seine Einmischung gab sie nur härteren Mißhandlungen preis. Er konnte nicht mehr für sie tun, als daß er sich so entfernt hielt von ihr, als möglich. Und nicht allein wegen des Bruders; auch um ihrer selbst willen, wenn er richtig gesehen hatte. Hatte er richtig gesehen? Er sagte sich hundertmal nein. Er sagt sich's mit Schmerzen; desto öfter und dringender sagte er sich's, und fühlte, er dürfe sie nicht sehen, auch um seinetwillen. Es peinigte ihn, wenn gleichgültige Dinge verworren und unsymmetrisch lagen und er sie nicht ordnen konnte; hier sah er Mißverhältnisse und Widersprüche in das innerste Leben des, was ihm das Heiligste war, gedrungen, in das Herz seiner Familie, in sein eigenes, und er mußte sie wachsen sehen und die Hände waren ihm gebunden!

Es wurde immer dunkler, immer schwüler, das Leben in dem Haus mit den grünen Laden, seit das kleine Ännchen daraus fortgetragen war. Es wurde immer dunkler und schwüler in Fritz Nettenmairs Brust und Hirn. Er hatte umkehren wollen auf dem Wege, in dessen Mitte ihn des toten Ännchens Bild und die Klarheit, die es über die zurückgelegte Strecke goß, geschreckt. Er wäre umgekehrt, nahm die Frau die gebotene Hand an. Er meinte es wenigstens. Aber sie hatte ihn zurückgewiesen, sie hatte ihm ein Antlitz gezeigt voll Abscheu und Verachtung; er hatte gesehen, sie nannte ihn in ihrem Herzen den Mörder des Kindes. Ihr Auge hatte ihm mit Rache gedroht, und da war es wieder dagewesen, das alte Gespenst, die schuldgeborene Furcht. Hat sie's noch nicht getan, was er fürchtet, nun wird sie's tun, um ihn für den Schlag zu strafen, an dem Ännchen starb. Je mehr er daran herumgreift mit seinen Gedanken, desto klarer fühlt er, wie gelegen seinen Feinden, — und sie sind seine Feinde; sie haben ihm ein Unrecht zu vergelten — wie gelegen seinen Feinden dieser Schlag kam. Da sieht er, daß die Frau ihn warnen konnte. Sie sagte nicht: „Schlag' nicht, das Kind ist krank; es ist sein Tod, wenn du schlägst." Nein! Ein Wort von ihr konnte den Schlag verhüten; sie sprach es nicht. O, es ist klar, sonnenklar: sie reizte ihn absichtlich durch ihr Schweigen zu der wilden Tat. Aber wie? ihres Kindes Tod hätte sie gewollt? Den kann kein Weib wollen. Ja, sie dachte selbst nicht, daß es sterben würde; sie wollte nur den Vorwand zum Hasse, zum Betruge aus Haß, daß er sie am Bette des kranken Kindes geschlagen. Sie dachte nicht, daß es sterben würde; und wie es doch starb, wälzte sie die Schuld von sich auf ihn. Und er war wieder der dumme Ehrliche gewesen; auch in diese Schlinge war er gegangen in seiner Arglosigkeit. Und hatte vor ihr gelegen, wie ein Wurm vor ihr, die vor ihm hätte liegen sollen. Und sie hatte ihn noch zurückgestoßen, mit Verachtung zurückgestoßen! So oft er an den Augenblick dachte, machte er sie verantwortlich für alles, was noch kommen konnte. Was noch aus ihm werden konnte, dazu hatte sie ihn gemacht. Er hatte die Hand geboten; er war ohne Schuld. Dann brütete er, was aus ihm noch werden könne, und das Schlimmste war ihm nicht schlimm genug, die Schuld zu vergrößern, die er auf sie wälzte. Sie sollte mit reinigem Entsetzen sehen, was sie getan, als sie ihn zurückstieß. Je näher er drohen sah, was kommen mußte, desto wilder wurde seine Liebe oder auch sein Haß; denn beide waren in dem Gefühl beisammen, das sie immer glühender ihm einflößte. Desto gelehriger lernten seine Augen jeden kleinsten Reiz ihrer Gestalt, desto schmerzender stach diese Schönheit durch seine Augen in sein Herz. Diese verruchte Schönheit, die die Ursache all seines Elends war. Diese fluchvolle Schönheit, um derentwillen der eigene Bruder ihn aus Schuppen und Haus verdrängt und der Verachtung der Welt und des Weibes selbst preisgegeben. Er fing an, über Gedanken zu brüten, wie er diese Schönheit vernichten konnte, damit sie dem Buhlen ein Ekel wurde, und dieser, um seinen Zweck betrogen, ihn umsonst elend gemacht hatte. Und dachte er sich das ausgeführt, dann lachte er in so wilder Schadenfreude auf, daß seine starknervigen Trinkkameraden erschraken, und die Leute, die ihm begegneten, unwillkürlich inne hielten in ihrem Gang. Und doch war der Gedanke nur ein Vorläufer eines noch schlimmeren. Dazwischen fiel ihm dann der Fronweißblick ein. Dann wurde sein Traum nach der wilden Tat zur Wirklichkeit. Dann stand er stundenlang bald da, bald dort, wo man Apollonius auf dem Kirchendache arbeiten sah, und blickte hinauf und wartete und zählte. Jetzt müssen die Bretter unter dem Hämmernden brechen, jetzt muß das Tau reißen, daran der Dachstuhl hängt. Jetzt müssen die Leute aufschreien vor Schrecken, die eben noch so gleichgültig aus den Fenstern sehen oder über die Straße gehen. Dann zählte er immer fieberhaftiger, der kalte Schweiß rann ihm über die Stirn; und die Bretter brachen nicht, das Tau riß nicht, die Leute schrien nicht auf vor Schrecken. Und immer wilder lachte er vor sich hin, wenn er nach langem Warten müde und verzweifelt weiter ging: Wär's nur mein Unglück, könnt' er mich nur noch elender damit machen, als er mich schon gemacht hat, er wäre längst tot. Nur, weil mich sein Leben elend macht, lebt er noch. Er will nicht eher sterben, bis er mich ganz elend gemacht hat!

Die Furcht ließ ihn nicht los, sie preßte ihn immer erstickender. Trug er sie spät in der Nacht heim, dann machte der ruhige Schlaf seiner Frau ihn wütend. Da schlief ruhig, die ihn nicht schlafen ließ! Er setzte sich an ihr Bett und rüttelte sie auf und erzählte ihr leise ins Ohr, was er an ihrem Liebsten tun will. Es waren grausige Dinge. Wenn die Glieder ihr flogen vor Angst und Entsetzen, dann lachte er zufrieden auf, daß er doch etwas hatte, sie aus der stummen Verachtung zu scheuchen, womit sie sich gegen ihn gewappnet, und vergaß daran minutenlang seine Qual. Dann lachte er fast jovial; er hat ihr angst machen wollen. Es ist nur einer von Fritz Nettenmairs neumodischen Späßen. So weit haben sie ihn doch nicht gebracht, im Ernst an solche Dinge zu denken. Aber wenn sie Apollonius davon sagt, dann muß er's, und sie trägt die Schuld. Er bewacht ihr jeden Tritt, sie kann nichts tun, was er nicht erfährt. Und läßt sie's ihn durch einen Dritten wissen, so wird er's ihm ansehen. O Fritz Nettenmair ist einer, der —! Den ganzen Tag über, die halben Nächte geht dann die Frau wie im Fieber umher. An der leidenschaftlichen Angst wächst ihre Liebe zu Apollonius zur Leidenschaft. Und sie kann's nicht hindern, denn die Leidenschaft mehrt wiederum die Angst. Und vor dem Gedanken der Angst hat kein anderer Platz in ihrer Seele. Hin zu ihm will sie stürzen, ihn mit pressenden Armen umfangen, ihn beschwören — dann wieder will sie die Gerichte — aber es ist ja nur ein wilder Scherz, und sie wird ihn erst zum Ernste machen, sagt sie jemand

davon. Sie geht nicht mehr aus der Stube, tritt nicht mehr ans Fenster vor Furcht; sie will jeden Schritt meiden, jede Bewegung, alles was nur als ein Umsehen nach Apollonius erscheinen könnte. Sie hat nicht mehr den Mut, mit jemand zu reden, weil ihr Mann es erfahren kann, und meinen, sie trägt ihm eine Botschaft an Apollonius auf. Und der Mann sieht ihre wachsende Leidenschaft, sieht, wie wiederum sein Mittel, was kommen muß, aufzuhalten, es nur beschleunigen wird, und wartet und zählt immer ungeduldiger, daß die Bretter nicht brechen und das Tau nicht reißt.

Es war eine trübe, schwüle Nacht. Die Nacht vor dem Tage, an welchem Apollonius die Bekränzung des Turmdachs beginnen wollte. Fritz Nettenmair schlich durch die Hintertür auf den Gang nach dem Schuppen, um nach Apollonius' Fenster hinaufzusehen. Wenn er das Licht darin erloschen sah, dann pflegte er die Hintertür zu verschließen und seinen wüsten Neigungen nachzugehen. Seit jener Nacht, wo Valentin die Hintertür mit dem Schuppenschlüssel geöffnet, hängte Fritz Nettenmair an den Riegel noch ein Vorlegeschloß. Apollonius war noch nicht zu Bett gegangen. Fritz Nettenmair wußte, Apollonius löschte in seiner eigensinnigen Vorsicht nie das Licht, wenn er schon ins Bett gestiegen war. Es stand dem Bette fern auf seinem Schreibtisch; dort setzte er es in ein Becken und löschte es, ehe er nach dem Bette ging. Fritz Nettenmair ballte die Faust nach dem Fenster hinauf. Apollonius zögerte ihm auch hier zu lange. Er war müde und ging nach dem Schuppen. Der Schlüssel der Hintertür schloß auch den Schuppen. Es war dunkel darin. Wenn der Schieferdecker seine Platten zurichtet, sitzt er rittlings auf einer Bank, in deren Mitte das Haueisen, sein kleiner Ambos, eingeschlagen ist. An eine solche stieß Fritz Nettenmair mit dem Bein und nahm den Stoß als eine Aufforderung, sich zu setzen. Er konnte durch eine Luke nach Apollonius' Fenster sehen; er wollte das Auslöschen des Lichtes hier erwarten. Der Schieferdecker verrichtet oft Zimmermannsarbeiten, er führt daher auch ein kleines Zimmerbeil unter seinem Werkzeuge. Ein solches hatte auf der Bank gelegen; es war herabgefallen, als er sich gesetzt. Er hob es auf und behielt es absichtlos in seinen Händen. Denn seine Gedanken waren mit ihm in der Kammer; er saß am Bette der Frau und ängstigte sie mit Drohungen. Der Ärger über das Zögern Apollonius' machte sich darin Luft, das ihn hinderte, sich im Trunk Betäubung zu suchen. Er hat seine Hand auf das Bett der Frau gestützt und fühlt an den Bewegungen der Decke das Zittern ihrer Glieder. Er fühlt sich in ihre Angst hinein, er fühlt, wie er selbst Apollonius zu ihrem einzigen Gedanken macht. Er fühlt, wie sie morgen ihm entgegenstürzen muß, wenn er von der Arbeit heimkommt. Und wären sie nicht seine Teufel, wären sie Engel, es müßte morgen kommen, was er verhüten will. Wenn sie ihn mit der Glut der Angst umfaßt, das schöne, fluchvoll schöne Weib, er müßte nicht Blut in den Adern haben — und hätte er nie den Gedanken gehabt, mit dem er doch einschläft und aufwacht Tag für Tag, er müßte jetzt den Gedanken denken. Es muß kommen, wovor die bloße Furcht Fritz Nettenmair zu dem elendesten der Menschen gemacht, der sich selbst anspeien könnte; geschieht nicht morgen noch, was der Fronweißblick geweissagt. Und nun steht er wieder an der Straßenecke und sieht wieder hinauf und harrt und zählt verzweifelter als je, und badet sich in Angstschweiß, und die Bretter brechen nicht, und das Tau reißt nicht. O er wird den Fronweißblick zum Märchen machen, er wird leben bleiben, das Jahr, zehn Jahr, hundert Jahr, aus Haß gegen ihn. Und er zählt immer noch eins, zwei; er sagt: nun muß — da hört er das Geräusch eines zerreißenden Taues und fährt auf aus seinem wachen Fiebertraum. Die wilde, angstvolle Freude ist vergeblich. Er steht nicht an der Ecke und sieht nach dem Kirchendache hinauf. Er sitzt im Schuppen. Es ist Nacht. Aber das Geräusch hat er gehört. Das war keine Vorspiegelung der Phantasie. Und von dorther kam's. Seine Haare stehen empor. Dort liegen die Hängestühle und die Flaschenzüge mit ihren Tauen. Er hat hundertmal erzählen hören; jeder Schieferdecker weiß, was er sagen will, das vorspukende Geräusch. Aber dreimal muß es klingen, als wenn ein Tau zerrisse; und er hat's erst einmal gehört. Er lauscht, er preßt die Faust auf das Herz. Vor seinen Schlägen, vor dem Brausen des Blutes die Adern hinauf und herab, wird er's nicht hören, wenn's noch einmal klingt und noch einmal. Er lauscht und lauscht und das Geräusch wiederholt sich nicht. Da fährt ein Gedanke wie ein dunkelglühender Blitz durch den Krampf, in den all seine Gefühle zusammengeballt sind; der Gedanke, dem Schicksal nachzuhelfen. Er hat das Zimmerbeil immer noch in seinen Händen; er ist absichtslos mit der Handfläche an der Schneide hingefahren; jetzt kommt ihm zum Bewußtsein, das Beil ist scharf, die Ecke spitzig. Eine ganze Reihe von Gedanken steht fertig da; es ist, als ständen sie schon lange, und der Blitz hat sie nur sichtbar gemacht. Morgen knüpft Apollonius seine Leiter an die Helmstange, dann das Tau mit Flaschenzügen und Fahrzeug. Fritz Nettenmair greift um sich und hat das Tau in der Hand. Das Schicksal will seine Hilfe; drum legt es selber ihm Tau und Beil in die Hand. Wer weiß, daß er hier war? Drei, vier Stiche mit dem Beil im Kreise um das Tau, kaum zu sehen, werden zu einem einzigen großen Riß, wenn das Gewicht eines starken Mannes am Tau zieht, und die wuchtende Bewegung des Fahrzeuges um den Turm das Gewicht des Mannes vergrößert. Wer sieht den Stichen an, daß sie absichtlich gemacht sind? Ein Tau, das getragen, halb an der Erde fortschleift, kann an allerlei Scharfes stoßen. Und das Schicksal hat den Schieferdecker, der zwischen Himmel und Erde hängt, in seiner Hand. Das Schicksal hält ihn oder läßt ihn fallen, nicht das Seil oder ein Schnitt darin. Will es ihn halten, schadet kein Schnitt; soll er fallen, reißt ein unversehrtes Seil. Und das Schicksal hat ihn schon gezeichnet. Ein Tag früher, einer später, was ist das, wenn er doch fallen muß? Ein Tag später und es packt einen Verbrecher. Meint's das Schicksal nicht gut, nimmt's ihn vorher aus der Welt? — All' diese Gedanken schlug mit einem Schlage jener eine aus Fritz Nettenmairs Seele; im Nu war er entglommen; im Nu schlägt der Höllenfunke zur Flamme auf. Er hat das Tau in der linken Hand; er hebt das Beil — und läßt es schaudernd fallen. An dem Beile glänzt Blut; durch die ganze Länge des Schuppens ragt ein blutiger Streif. Fritz Nettenmair flieht aus dem Schuppen. Er flöhe gern aus sich selbst heraus. Kaum hat er den Mut, nach Apollonius' Fenster aufzusehen. Ein heller Lichtstrahl kommt von da. Fritz Nettenmair weicht vor ihm hinter einen Busch. Jetzt bewegt der Strahl sich zurück. Apollonius war aufgestanden an seinem Tische, und hatte das Licht hoch in die Höhe gehalten. Er hatte das Licht geputzt. Es konnte eine glühende Schnuppe aus der Schere neben dem Leuchter unter die Papiere gefallen sein. Es war nicht geschehen, und er stellte das Licht wieder an seine Stelle. Fritz Nettenmair kannte seines Bruders ängstliche Gewissenhaftigkeit; er hatte ihn das Licht mehr als hundertmal so heben sehen; er begriff, es war kein Blut, was ihn erschreckt. Der Widerschein der Flamme war durch Fenster und Luke gefallen und hatte rot von dem Stahl des Beiles und durch die Nacht des Schuppens geglänzt. Dennoch stand Fritz Nettenmair bebend hinter seinem Busche. Der gespenstige Schauder verließ ihn, aber nicht so schnell das Grauen über das, was er gewollt, und daß es war, als hätte ihm der Bruder noch zu seinem Werke leuchten wollen. Bald verlosch Apollonius' Licht. Fritz Nettenmair konnte zurückkehren und sein Werk vollenden. Es störte ihn niemand mehr. Er tat es nicht. Aber er rückte sich wieder in seinem Hasse zurecht. Er sagte sich: „so weit sollen sie ihn nicht bringen". Die Schuld des Gedankens wälzt er auf die, auf die er alles wälzt; daß er den Gedanken nicht ausgeführt, rechnet er sich zu. Er weiß, jeder andere an seiner Statt hätte schlimm getan. Dann verschließt er Hintertür und Vorlegschloß, zuletzt die Haustür, und geht. Er will trinken, bis er nichts mehr von sich weiß. Heut' hat er mehr zu vergessen als je. Er geht. Ob er nicht wiederkommen wird? heute nicht; aber morgen, übermorgen, überübermorgen? Wenn der Gedanke seine Fremdheit für ihn verloren hat. Gewohnheit macht selbst mit dem Teufel vertraut. Dazu sollen sie ihn nicht bringen! Ob die Stunde nicht kommen wird, wo er bereut, daß er sich nicht so weit hat bringen lassen, und sich doch noch so weit bringen läßt? Dazu, wozu jeder andere an seiner Stelle sich hätte bringen lassen? Es wurde immer dunkler, es wurde immer schwüler, das Leben in dem Hause mit den grünen Laden. Wer jetzt hineinsieht, glaubt mir's nicht, wie dunkel, wie schwül es einmal war.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Parabeln.

Von Hans Egge.

Der Kopf und die Wand.

Ein Kopf hat sich in den Kopf gesetzt, durch die Wand zu rennen. Er nahm gewaltigen Anlauf, senkte sein schmächtiges Hälschen mit der drohenden Emphase eines Stiernackens und stob darauf los. Es gab einen gewaltigen Krach und eine große, blutige Beule. Die Wand aber stand da, wie zuvor.

Die einen sagten: „Seht, ein Held, ein Märtyrer! Er hat es gewagt, er hat dafür geblutet!"

Sie sahen nur den verrückten Kopf, aber sie sahen nicht die unverrückte Wand.

Die anderen zucken die Achseln: „Dummkopf!"

So ist das Urteil: so unobjektiv, so einseitig. Das eine Mal sieht es vor lauter zerbeulten Köpfen die Wände nicht. Entweder man überschätzt die Köpfe, die an der Wand der

Tatsachen zerschellt sind, oder man überschätzt die Wand, weil der Kopf nicht durch sie hindurchgegangen ist.

„Die Wand, die Wand ist an allem schuld!" rufen die einen. Und das sind die Ideologen. „Der Kopf, der Kopf hat versagt! Der Erfolg entscheidet!" rufen die anderen. Und das sind die Realpolitiker.

Der Schlaukopf allerdings vermeidet den aussichtslosen Versuch. Anstatt mit dem Kopf durch die Wand zu rennen, trifft er lieber den Nagel auf den Kopf, treibt ihn in die Wand und hängt, damit die Zeitgenossen es verehren, sein Bild daran ...

*

Die Bäume und der Himmel.

Mitten in einer Siedlung von uralten, verschrumpelten Zwergkiefern, die sich den schläfrigen Tag damit vertrieben, über die schlechten Zeiten zu klagen, wuchs eine Schonung junger, schlanker Eichenbäume auf.

Sie schossen so rasch in die Höhe, daß sie bereits im Knabenalter die Zwergkiefern beträchtlich überragten.

Die alten Kiefern wackelten skeptisch mit ihren graubärtigen Köpfen im Winde: „Nun, nun, man wird doch da sehen ..."

Die jungen Eichen, von innerer Unrast getrieben, reckten sich immer höher in die wehenden Lüfte. Die Zwergkiefern zuckten nur die Achseln und sahen sich mit süffisantem Schmunzeln an: „Na, wenn schon ..."

Kraft und Saft und alle Sehnsucht der Welt trieben die jungen Eichen den Wolken zu. Schon lagen die alten Zwergkiefern ganz tief unter ihnen. Sie nickten wie eh und je mit ihren Köpfen, strichen sich die grauen Bärte und riefen zu den jungen, ungestümen Riesen hinauf: „He, hallo, es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen!"

Dabei taten sie, als wären sie mit diesem „es" identisch.

Dieser Grundsatz der Zwerge entfesselte in den Eichen Rebellentrotz. Warum nicht in den Himmel? Wer ist dieses „es", das dafür sorgt? Wir dulden nicht, daß ein „es" für uns sorgt, und wir wollen, wollen, müssen in den Himmel wachsen!! ...

„Was sollen wir uns aufregen über die jungen Leute", sagten die alten Zwergkiefern, „spielen wir lieber eine Partie Sechsundsechzig!"

Es kam ein Sturm und zerbrach eine Reihe junger Eichentitanen. Der Blitz spaltete vier Brüdern das Haupt. Menschen mit Sprengpulver und Äxten legten den Rest um, machten Mastbäume und Schiffsbohlen aus den herrlichen Stämmen, die fuhren auf die Meere hinaus und waren im Wetter und Sturm wie je.

„Nun, was haben wir gesagt, ist nicht dafür gesorgt ...? Ss—ss—ss—ss— diese jungen Leute! ..." Und sie schüttelten die Köpfe, strichen ihre Bärte und vertieften sich in den kommunalpolitischen Artikel der Allgemeinen Zwergkieferzeitung.

□ □ Bunte Chronik □ □

* **Not der deutschen Lichtspieltheater.** Der in Leipzig tagende Reichsverband deutscher Lichtspieltheaterbesitzer faßte folgende Entschließung: „Die deutsche Filmindustrie ist am Erliegen. Die Hälfte der Ateliers steht leer, die Arbeitslosigkeit der Statisten, Komparsen und Atelierarbeiter wächst in ebenso erschreckendem Maße, wie diejenige der Angestellten der Filmverleih- und Lichtspieltheatervertriebe. Die Kurve der Besucherzahl weist eine stetige Senkung auf, so daß kaum die Unkosten gedeckt werden. 80 Prozent der deutschen Lichtspieltheaterbesitzer stehen vor dem Ruin, wie die Aussprache auf der letzten Sitzung des Reichsverbandes deutscher Lichtspieltheater am 10. September gezeigt hat. Die Ursache für diese katastrophale Situation bildet nach Ansicht aller Beteiligten die Sonderbesteuerung des Filmgewerbes durch die Lustbarkeitssteuer. Infolgedessen bittet der Reichsverband, die in den normativen Bestimmungen genannten Mindestsätze als Höchstsätze zu bezeichnen, und die Steuer nur auf 10 Prozent festzusetzen, da ein höherer Satz unmöglich ist." Von Interesse ist weiter die Mitteilung, daß gegenwärtig etwa 80 Prozent der deutschen Lichtspieltheaterbesitzer unter Geschäftsaufsicht stehen.

*

* **Ein klingender Erfolg.** Eine reizende, wenig bekannte Begebenheit, die sich im Teatro della Radegonda zutrug, erzählte einstmals Paul Heyse. Er reiste, unterstützt mit einem staatlichen Stipendium, mit seinem Freunde Otto Ribbeck 1852 durch Italien. Ihr Weg führte sie in Genua ins Theater. „Don Pasquale" lockte sie. Nach dem zweiten Akt kam eine Einlage, ein eigenartiges komisches Duett. Ein Gutsbesitzer klagt über die schlechte Ernte, schwermütig stimmt sein Verwalter in das Klagelied mit ein. Beide sinken auf die Knie und bitten die Götter weinend um Erbarmen. Siehe da! Die Götter erhörten das Flehen der armen Sterblichen. Ein Goldregen von blanken Dukaten fiel aus dem Theaterhimmel zum Entzücken der beiden Armen und des Publikums. Die Szene fand bei dem leicht erregbaren Publikum, das mit weinte und lachte, unsagbaren Beifall. Sie mußte wiederholt werden. Und als der arme italienische Gutsherr wieder jämmerlich nach „Zechinen" flehte, da faßte das weichherzige Publikum ein menschliches Rühren, aus den Logen wie aus dem Parkett wurden die Duettisten mit echten klingenden Münzen überschüttet. Ihr anschließendes Dankgebet, daß die Götter droben — diesmal drunten! — sie erhörten, soll unübertrefflich echt geklungen haben.

*

* **Der Prinz von Wales in Butter.** Zu den meist besuchten Sehenswürdigkeiten der britischen Reichsausstellung in Wembley gehörte eine Kolossalstatue des Prinzen von Wales, die aus kanadischer Butter hergestellt war. Angesichts der Riesenausmaße wurden zu ihrer Herstellung nicht weniger als zwölf Kubikmeter bester Butter verwandt. Die Statue stellt den Prinzen in einer amerikanischen Farm dar, neben einem Ackerpferd und umgeben von allen Tieren, die zum Viehstand einer kanadischen Farm gehören. Um die Arbeit ausführen zu können, war es nötig, die Buttermasse von Zeit zu Zeit einer Temperatur von 2 Grad Celsius auszusetzen, um das Material in knetbarem Zustand zu erhalten. Da bei dem Londoner Klima die Gefahr bestand, daß Butter rasch flüssig wurde, beeilten sich die Leute, das Denkmal zu besichtigen, ehe es sich in Wohlgefallen auflöste.

*

* **Eine interessante Flaschenpost.** Im Oktober 1922 kamen die Mitglieder eines Stammtisches auf den Gedanken, ihrem heimatlichen Flüßchen in Thüringen eine Flaschenpost anzuvertrauen. Sie hatten damals nicht geahnt, daß ihre Flasche eine gewaltige Wanderung machen und all die zahlreichen Hindernisse, Wehre usw. glücklich überstehen würde, um schließlich in das offene Meer hinaus zu gelangen! Jetzt wird bekannt, daß jene Flaschenpost von einem englischen Kapitän namens Smith im August vorigen Jahres zwischen den Bären-Inseln und dem Franz-Josef-Land aufgefischt worden ist. Die Flasche hatte also einen gewaltigen Weg nach dem hohen Norden zurückgelegt. Durch günstige Zufälle ist sie in den Golfstrom geraten und von diesem an der norwegischen Küste entlang nach dem Nordmeer geführt worden, wo sie meist nördlich von der Treibeisgrenze vor einem Jahre gefunden wurde. An dem Schicksal dieser Flaschenpost ist vor allem bemerkenswert, daß sie in einem kleinen Flüßchen ausgesetzt wurde und die lange Reise durch Flüsse und Ströme trotz der vielen gefährlichen Hindernisse, wie sie Brückenpfeiler, Wehre, Hafenanlagen usw. bieten, glücklich überstanden hat.

*

* **Ein in sechs Stunden aufgebautes Haus.** In Budapest demonstrierte vor einigen Tagen der Architekt Friedrich Förster ein in sechs Stunden aufgebautes Haus, bestehend aus zwei Wohnzimmern, einer Küche, einem Badezimmer. Das Haus, dessen Teile fertig am Lager seiner Fabrik stehen, besteht aus doppelten Eisenplatten, zwischen welchen eine Isoliermasse liegt. Außen und inwendig sind die Wände mit Stuck versehen, und dieser ist mit Ölfarbe bestrichen. Ein solches Haus kostet 44 Millionen ungarische Kronen, das sind etwa 3000 Schweizer Franken. Es kann binnen sechs Stunden nicht nur aufgebaut, sondern auch auseinander genommen werden. Die Sachverständigen haben sich anerkennend über das Haus ausgesprochen. Die Fabrik wird solche Häuser demnächst auch auf Ratenzahlung liefern, wenn es ihr gelingt, Kredit zu erhalten.

*

* **Ärzte und Nachtwächter.** Der berühmte Arzt Hufeland, der Verfasser der geistvollen „Makrobiotik", tat einmal einen tiefsinnigen Ausspruch, indem er Arzt und Nachtwächter miteinander verglich. Ein Fürst, den er behandelte, sagte zu ihm: „Ich glaube, Sie haben die Heilwissenschaft so weit vervollkommnet, daß Sie den menschlichen Körper genau kennen und alle Krankheiten zu heilen verstehen." Aber Hufeland erwiderte ablehnend: „Uns Ärzten geht es genau so wie den Nachtwächtern. Wir kennen wohl die Straßen; aber wie es im Innern der Häuser aussieht, dafür sind wir auf Vermutungen angewiesen."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.